

## Die Tränen der Madonna

Von Grete Livius

Keinen verschont die Krise. Sie zieht über fernste Meere, sie steigt auf höchste Berge, sie niest in den Tälern und Wäldern; immer dort, wo es menschliche Ansiedlungen gibt; wo Menschen zu leben versuchen vom Ertrag ihrer Arbeit. Und wo sie leiden müssen, wenn man ihnen die Möglichkeit zu arbeiten nimmt.

Es gab da ein kleines Dorf in Karpathorubland. Ganz in der Nähe von Jasina, dem von Sommerfrischlern und Wintersportlern sehr geschätzten Kurort. Es liegt zwischen zwei Bergen, ein jeder über 2000 Meter hoch, die Gipfel bedeckt von ewigen Schnee. Karg ist die Landschaft. Sie kennt keine grünen Wiesen, üppige Weideplätze für fettes Vieh. Keine goldenen Getreidefelder sich übersätigt biegender schwerer reifer Halme. Keine Gärten voller Obstbäume, das Mauschen und Duffen der vollentfalteten Natur. Der Boden ist steinig, gibt nur widerwillig das Notdürftigste. Verfallen sind die Hütten der Bauern, das Vieh mager, unglücklich. Hart und verkniffen sind die Gesichter der Dorfbewohner. Das zähe Ringen um jenes Viehchen, was zu des Lebens Notdurft gehört, hat sie so gefaltet. Wigott bliden die Augen der Frauen, die ganz gefangen sind in den Fallstricken der Kirche. Zwischen ihren zwei Bergen leben die Menschen und kommen selten hinüber. Meist einer in die Städte, nach Mukacevo, Uhorod, Chst oder bringt im Sommer Beeren und Pilze nach Jasina, zum Verkauf an die Kurgäste, so ist dies ein Ereignis, von dem man lange spricht. Aufklärung und Hygiene, Kultur und Bildung, das Wissen um die Erlösung durch sozialistisches Denken — niemand weiß etwas davon im Dorf zwischen den zwei Bergen. Nur der Aberglauben, vor Jahrhunderten eingezogen, haust noch heute dort. Und — der Glauben. Die Kirche hat es verstanden, über die Berge zu steigen. Es gibt zwei Kapellen in dem armen Dorf. Einer Pfarrer, einen Kirchdiener, Mesner und Chorknaben. Der Pfarrer hält sich an die Seelen der Frauen und Kinder, die Männer machen mit, denken, es muß so sein, schließlich, schaden, so meinen sie, kann es sicher nicht, wenn man in die Kirche geht. Alle vierzehn Tage wird Weiße abgelegt, und es macht sich sehr hübsch, wenn so eine gebirgsblonde Maruska im Mauschen ihrer zahllosen Feiertagsröcke, die Taille gold- und buntbestickt, eine weiße Schürze glänzend und im Winde wehend, zur Kapelle schreitet und ihre kleinen Sünden Gott besiegt. Zum Beispiel Maruska: daß sie am letzten Sonntag abends nach dem Tanz mit Vajlo noch einen Spaziergang über die Felder machte. Nun ja. Und Mona, das Weib des Bauern Janka meint, sie sei noch viel zu frisch und unberührt, um auf die Liebe ganz verzichten zu können. Der Janka, früh gealtert, taugt nicht mehr fürs Bett. Sinegen ihr Knecht Milan — bei der Madonna, sie habe seinen Anträgen widerstehen wollen. Aber dann — dann sei sie doch schwach geworden.

So kamen seit Jahren die Bewohner des Dorfes zwischen den zwei Bergen und beichteten

dem Pfarrer ihre Sünden. Ihre kleinen Herzengeschichten, ihre kleinen Betrügereien und Diebereien, ihr Familiengedank, ihren Matsch, ihren Tratsch. Der Pfarrer sah im Beichtstuhl, dick, wohlgenährt, die Soutane nicht ganz sauber, sondern schon ein bißchen verstaubt und ramponiert, hörte sich das alles, weil bereits zu oft vernommen, mit leisem Gähnen an und hatte mitunter Mühe, dabei nicht einzuschlafen. Manchmal, besonders an heißen Sommertagen, fielen ihm wirklich die Augen zu, und dann geschah es nachher, daß er oft sehr merkwürdige Bußstrafen verhängte. So brauchte die Mona für ihren Ehebruch nur einen Rosenkranz zu beten, und sie dachte frohlockend bei sich, das sei er wohl wert gewesen. Sinegen mußte die arme Maruska, jung, unermählt, die nichts weiter getan hatte, als nach dem Tanz mit ihrem Burtschen noch ein wenig spazieren zu gehen, züchtig in allen Ehren zwölf Rosenkränze beten, zehn Ave Maria sagen und einen ganzen Wochenlohn der nimmerfattten Kirche opfern. Außerdem verbot ihr der Pfarrer streng, jemals wieder mit dem Vajlo zusammenzukommen. Ein Problem, das dieser sehr einfach löste, indem er die Maruska vom Fleck weg heiratete. Nun mußte der dicke Pfarrer die beiden sogar noch eigenhändig trauen. Ja, ja, so wird Gott vom Menschen überlistet!

Doch in der letzten Zeit hatte sich dies alles geändert. Familiengedank und Liebesgeschichten traten in den Hintergrund. Dagegen klagten die Bauern über ihre Not. Die Frauen jammerten, daß ihnen ihrer geschickten Hände Arbeit niemand mehr abkaufe. Sonst hatten sie genug zu tun gehabt. War das Anwesen versorgt, das jüngste Kind gestillt, so saßen sie jede vor ihrer Tür, Haus bei Haus, die ganze Dorfstraße entlang und arbeiteten an kunstvollen Stidereien, deren Muster ihnen seit Generationen vertraut waren und die man stets treulich dem nachfolgenden Geschlecht überlieferte. Oder flocht aus buntgefärbtem Stroh allerlei: Körbe, Schalen, Pantoffeln, Matten. Die schönen Stidereien, dem Orient nachgeahmt und doch auf besondere Art eigene, gleichsam bodenständige Produkte, die geflochtenen Dinge, wurden den Händlern in Mukacevo und Uhorod verkauft. Von dort gingen sie weiter über das ganze Land. Bis in die Hauptstadt Prag. Der Händler zahlte den Frauen einen lächerlichen Preis. Aber die Masse machte es. Denn die Kaufmännlichkeit schien grenzenlos. Bis die Krise kam. Durch den Händler hörten die Bauern zum erstenmal dieses ihnen bisher völlig fremde Wort. Aber sie verstanden seinen Sinn sehr schnell. Denn es bedeutete für sie: Not, Hunger, Elend. Genau wie für die anderen. Die Leute in den großen Städten hatten kein Geld mehr für Ueberflüssiges. Die Stidereien in ihrem bunten fremden Glanz gefielen zwar immer noch. Man betrachtete diese zarten und derben Gebilde nach wie vor bewundernd, doch man kaufte nichts. Die stark reduzierten Löhne und Gehälter wurden

für das Aller-Allerunentbehrliche gebraucht. Dazu gehörten die Arbeiten der Karpathorussischen Bauern nicht. Die Stidereien und strohgeflochtenen Sachen häuften sich in den Hütten der Dorfbewohner. Schließlich sah man ein, es war überflüssig geworden sie herzustellen. Die Frauen legten die Nadel fort, blaß, mit zusammengepreßten Lippen. Jetzt saßen sie ohne Arbeit vor ihren Häusern, starrten vor sich hin oder gingen eine zur anderen, sich gegenseitig ihren Jammer klagend. Oft mehr mit einer müden Geste als mit Worten. Denn sie waren nicht sehr redselig, die Bauern zwischen den zwei Bergen.

Oder sie gingen zum Pfarrer. Kniend, vor dem Beichtstuhl, löste sich ihr stummer Schmerz. Das schon magere, dürstige Vieh ginge ein, weil es an Geld zum Futterkauf fehle. Was das steinige Land hervorbringe, reiche nur zum Krepiere. Das bißchen Feld und Grün, dem künstlicher Dünger nachhelfen müsse, verdorre. Man mache Schulden, könne die Zinsen nicht bezahlen, zum erstenmal seien neulich Pfändungsbeamte in das Dorf hinuntergestiegen. Ach — es gab nicht viel zu holen. Der Pfarrer sagte: Beitel! Es wurden Prozessionen veranstaltet. Gott wurde angerufen in stummer und lauter Qual. Sie zogen über ihre dünnen Felder in Feiertagsstracht, die Frauen voller Buntgesticktem, die Männer mit Bändern am Hut. Die Kinder trugen das Muttergottesbild in den Händen und beteten, beteten. Doch die Krise wich nicht. Sie war mächtiger als Gott.

Auch der Pfarrer spürte sie. Denn es kamen keine Gaben mehr ein für seinen Sprengel. Die Frauen der Bauern brachten ihm keine fetten Gänse mehr, zur Sühne für ihre Bolllust. Im Mantel des Mesners kirrten am Sonntag nur wenige Kupfermünzen, immer selbener wurden der Madonna Kerzen geweiht. Der Hunger ging durch das Dorf.

War es da wirklich ein Wunder, als eines Tages das Erstaunliche geschah? Oder schien es nicht vielmehr ein Innig-Selbstverständliches, ein Erbarmend-Teilnahmevolles am Leid der Bauern? Der kleine Mich, sieben Jahre alt und Sohn des Bauern Ivan, entdeckte es zuerst. Auf dem Heimweg der Schule, weit im nächsten Dorf, war er an einem Winternachmittag in starken Schneefall geraten. Der Junge flüchtete zur Kirche, die im eisig-bläulichen Schimmer des sterbenden Lichts dalag. Sturmwind pffte um die kleine Kapelle, an den bemalten Fensterscheiben bildeten sich Eiskristalle, es knackte und prasselte gefährlich. Aengstlich stürzte der Knabe zum Altar und fiel vor dem Bild der Mutter Gottes nieder. In gläubigem Gebet, wie man es gelernt, faltete das Kind die Hände. Es hob den Blick zuerst voll Andacht, dann aber blieben die Augen des Siebenjährigen mit unerschöpfener Neugier auf dem Antlitz der Jungfrau Maria haften. Denn dort geschah das Seltsame, Noch-niedergewesene: die Madonna weinte. Ueber ih-

Besicht liefen helle zarte Tränen und verloren sich im Faltenwurf des Gewandes.

Niemand, auch nicht die seltenen Fremden, die sich bei Ausflügen in das Dorf verirrt und es aus Neugier dann durchstöberten, hatten an dieser Madonna bisher etwas Sonderbares entdecken können. Fast lebensgroß war sie aus Wachs und Ton geformt, grob und zierlich zugleich, mit bunten, bäuerlichen Farben bemalt. Sie hatte rote Wädhchen und ein stumpfes, autmütiges Lächeln. Ihr Haar war blond wie Weizen und ihre Augen hatte der unbekannte Bildner, ein schlichter Handwerker der Kunst, schön purpurblau ausgemalt. Rot war das Kleid, ein grauer Mantel umschloß sie ganz, im Arm hielt diese bäuerliche Mutter Gottes das Jesuskind, ebenso primitiv geformt wie sie selbst. Sie paßten gar nicht zu ihr, die Tränen, dieser Ausdruck verfeinerten Leids. Sie verkörperten sie gleichsam, umgaben sie mit einem bisher ungetannten Glorienschein und bewirkten, daß der kleine Michi schleunigst aufsprang, des Schneesturms nicht achtend, in das Dorf lief, von Haus zu Haus, jedem die Neuigkeit in die Ohren hüllend: die Gottesmutter habe soeben richtige Tränen vergossen. Die Dorfbewohner stürzten aus ihren Hütten und liefen zur Kapelle. Sie entzündeten alle Kerzen, doch wurden sie entzündet. Denn die Madonna hatte bereits aufgehört zu weinen. Nun stand sie wieder da, herb, drall und scheinbar vor Freude strahlend über ihr dickes, rundes Kind im Arm.

Doch das Wunder wiederholte sich. Einige Tage darauf. Die Bäuerin Mona war es, die diesmal der Gnade teilhaftig wurde. Gerade als sie von der Weichte kam, weil sie wieder einmal mit dem Knecht Milan gesündigt hatte. Sehr zum Verdruß des Pfarrers.

Nichts verbreitet sich so schnell wie die Nachricht von einem Wunder. Keine Entdeckung des Geistes und der Wissenschaft, kein Gedanke der Aufklärung und der Vernunft. Die unterdrückte Menschheit in ihrer Masse lebt noch immer von der Hoffnung auf das Wunder. Die Tränen der Madonna aus dem Dorf zwischen den zwei Bergen aber waren solch ein Wunder. Alle wollten es gesehen haben, die merkwürdigsten Prophezeiungen knüpften man daran, das Licht schien diesmal nicht aus Bethlehem zu kommen, sondern aus einem karpathorussischen Dorf. Die Bauern erzählten davon den Händlern, die Händler trugen es in die großen Städte, in den Städten verbreiteten Zeitungen die Nachricht, und von ihnen ging sie wiederum in die weite Welt.

Mit einemmal hatte die Not der Dorfbewohner ein Ende. Und nicht nur ihre Not. Sondern alle Dörfer, Städte und Kurorte rings herum blühten auf. Die Fremden waren es, die den Bauern Hilfe brachten. Sie kamen, Neugierige in Scharen, bevölkerten alle Hotels, Wirtschaften und sonstige Unterkunftsstätten. Sie kamen oft mit Geld, das mehr Wert hatte als die Krone des eigenen Landes. Infolgedessen war der Aufenthalt für sie billig, sie brauchten nicht zu sparen und gaben mit vollen Händen. Sie ließen es sich gut gehen im Angesicht der Madonna, sie aßen und tranken reichlich, sie kauften den Frauen im Dorf ihre bunten Stickerien ab, die strohgeflochtenen Körbe, Schalen und Matten. Nun konnte wieder Futter für das Vieh, Dünger für das Feld gekauft werden. Die Frauen saßen, als der Frühling ins Land zog, wieder vor der Tür, stricken und flochten. Sie hatten alle Hände voll zu tun, und das Wort Reize schien dorthin zurückgegangen, woher es gekommen war: nämlich weit über alle Berge.

## Verlorene Träume

Von Martin Grill

Als Junge von fünf Jahren  
Sahen mir alles so einfach zu sein:  
Von Gott erschaffen waren  
Die Menschen, Hund, Katze und Schwein.  
Er sorgte dafür, daß die Sonne aufging  
Nur auf den Christbäumen etwas zum Naschen hing.  
Selbst die Armen brachten sich nicht zu krämen,  
Da sie ja — statt der Reichen — in den Himmel kämen. —  
So sagte der Pfarrer und ich glaubte daran.  
Und mein Vater, das war ein mächtiger Mann  
Als der Polizist mit dem Säbel, — und nicht nur zu Haus. —  
Heut', liebe Freunde, heut' sieht alles ganz anders aus!

Der Traum von Gottes Himmel  
Verflog mir so bald, so bald.  
Im irdischen Menschengewimmel  
Wurde früh ich reif und alt.  
Ich sah, wie man tapf're Rebellen fing,  
Und auf Befehl der Reichen an den Galgen hing.  
Polizisten entscheiden heut über Leben und Sterben,  
Und mein Vater mußt' — wie viele — im Kriege verderben.  
Und wer haßt der Herren Vaterland,  
Der kommt ins Zuchthaus oder an die Wand.  
Traum: Pflügt um diese Welt, baut ein neues Haus!  
Dann, liebe Freunde, dann sieht alles ganz anders aus!

Und die Madonna vergoß immer noch Tränen. Nicht alle Tage geschah es, und niemals in den Morgenstunden. Meist in der Dämmerung, im schwindenden Licht, lösten sich Tränen aus ihren purpurblauen, wächsernen Augen, flossen über die runden, rostigen Wädhchen und verloren sich im Faltenwurf des roten bäuerlichen Kleides. Die es sahen — ihnen stockte der Atem; reuevoll lehrten alte Skeptiker in den Schöb der Kirche zurück, Andersdenkende bekehrten sich zum alleinseligmachenden Glauben, Frauen beschloßen, von ihren Sünden abzulassen und Männer, ihren Weibern hinfort treu zu sein.

Vielleicht würde die Madonna heute noch weinen. Wenn, ja wenn es die Journalisten nicht gäbe. Freue sich, wer sie nicht kennt. Sie sind ein Volk von Zynikern, und selbst jene, die bei der christlichsozialen Presse angestellt sind, glauben nicht immer, was sie schreiben. Einer von diesen Leuten also, übrigens keiner von der bei den Bürgern so sehr verhassten Linken, sondern Vertreter eines großen demokratischen Blattes, glaubte nicht an die Tränen der Madonna. Still und unauffällig mischte er sich unter eine der Reisegesellschaften, die jetzt en masse von geschäftslüchtigen, organisatorisch begabten Fremdenverkehrsvereinen zusammengestellt wurden, fuhr nach Jasina und trat von dort aus die Wanderung in das Dorf zwischen den zwei Bergen an. Mit vielen Unbekannten suchte er mehrmals die berühmt gewordene Madonna auf. Und richtig — eines Nachmittags liefen ihr auch jene Tränen, die bereits Weltruf genossen, über

das Wachsgeßicht. Als sie versiegt waren, schlich die Menge auf Zehenspitzen aus der Kirche, nicht ohne vorher dem Mesner reichlich Geld in seinen Klingelbeutel getan zu haben.

Nur einer blieb in der Kapelle zurück. Unbemerkt von allen. Es war der Journalist. Leise schlich er sich hinter einen Pfeiler, kam erst dort hervor, als alle Besucher, zuletzt auch Pfarrer, Mesner, Kirchendiener und Chorknaben die heilige Halle verlassen hatten. Nun war es dunkel. Der junge Mann entzündete eine Taschenlampe, die nur schwache, aber dennoch genügende Helligkeit verbreitete. Ging vorsichtig zum Altar, stieg die Stufen hinauf und betrachtete, jetzt dicht vor ihr stehend, scharf und aufmerksam von allen Seiten die Madonna. Was er zuerst entdeckte: das Bildnis war nicht massiv und abgerundet, sondern bestand sozusagen nur aus einem Vorderteil. Die hintere Wand war hohl, aus rohem Ton und trug keinerlei Bemalung. Vorsichtig begann der Mann, die Statue, deren hohle Rückwand vom Altar geschützt wurde, zu betasten, von den Füßen bis zum Kopf. Und an diesem Kopf machte der Skeptiker eine sonderbare Entdeckung. Er fühlte sich warm an, während Kälte und Faltenwurf von strenger Kühle waren. Der Journalist beschloß, ein Experiment zu machen. Er holte aus seiner Tasche Bündelholz, strich mehrere gleichzeitig an und hielt sie in die Höhlung des Kopfes der Statue. Mit der anderen Hand ließ er den Schein der Blendlampe über das Madonnengeßicht gleiten. Und siehe da — das Wunder entschleierte sich. Jenes Bündel Streichholz, unmittelbar hinter der Augenhöhlen, begann das Wachs des Geßichts zu erwärmen, es dauerte nur wenige Sekunden, und die glühendgewordene Masse fing an zu tropfen. Wachs tropfen für Wachs tropfen. Von fern gesehen aber sah dies aus wie echtes Weinen. Was für ein geschickter Bluff. Doch wer hatte ihn erdacht, wer ihn ausgeführt?

Dem Journalisten gelang es am nächsten Morgen, ebenso unauffällig und unerkannt aus der Kapelle zu entkommen. Er fuhr in die nächste Stadt, legitimierte sich beim Polizeidirektor und erzählte diesem die ganze Geschichte. Am selben Abend kehrte er, begleitet von drei Beamten, in das Dorf zwischen den zwei Bergen zurück. Kaum eine Woche später gelang es, den geheimnisvollen Urheber des Tränenstroms auf frischer Tat zu ertappen. Es war der Kirchendiener Josef, der sich im hohlen Rücken der Madonna, geschützt von des Altars Wand, versteckt hielt und dort mit glühenden Kerzen das große, erhabene Theater der Tränen schuf. Vollauf geständig bekannte er auch, daß der Pfarrer von seinem Tun gewußt und es gebildet habe. Durch einen Zufall, als er die Kerzen auf dem Altar dicht hinter der Statue entzünden wollte, war der Kirchendiener Josef darauf gekommen, daß Blut die blauen, wächsernen Augen der Madonna zu Tränen schmelzen könne. An jenem Nachmittag, als sich der kleine Michi vor dem Schneefall in die Kapelle flüchtete, Josef hatte die Wirkung der rinnenden Tränen auf den Knaben beobachtet. Mithatig war ihm der Gedanke gekommen, damit könne man das Dorf aus seiner Not retten. So wie die Törichtigen bisher nach Lourdes wallfahrten, so sollten sie jetzt in das Dorf zwischen den zwei Bergen strömen. Und hatte ihm der Erfolg nicht recht gegeben? Waren die Leichtgläubigen nicht in Scharen gekommen...?

Die Tränen der Madonna sind jetzt wieder versiegt. In dem Dorf wütet die Krise von neuem. Sie läßt sich nun einmal nicht mit Wundern aus der Welt schaffen.

# Vom Stein am Strom

## Stifahrt der Plätterin

Am Ufer des Bergstroms, der gen Mittag rann, stand ein schwarzer Stein, dessen breite Fläche in den Strahlen der Abendsonne unheimlich funkelte und bligte. Ein Feuerkrater der Urzeit hatte ihn hier versenkt und eingeseilt im Geröll, und darum war er den Menschen, die am Strome siedelten, heilig und die Priester schlachteten auf ihm die Kriegsgefangenen, weil man von dem schwarzen Stein aus über den Fluß hin dem aufsteigenden Sonnengott so schön in das strahlende Antlitz schauen konnte und weil der allmorgendlich neu belebte Sonnengott vom Osten über das Wasser her so bequem auf den schwarzen Opferstein schauen konnte.

Und die Priester tanzten um den heiligen Stein und sangen:

„Blutheißer, leuchtender Strahlenpeilsender,  
Freu dich, freu dich am dampfenden Blut,  
Weil du die fetten Weiden gemacht hast  
Und den Himmel darüber gestülpt.  
Und den Brausestrom, der die Wiesen nährt  
Und das Vieh trinkt, ausgegossen hast  
Und ihn festhält in seinem Gleis,  
Damit er uns nie und nimmer entrinnt.  
Blutheißer, leuchtender, Strahlenpeilsender,  
Freu dich: der Urstein dampft dir vom Blut.“

Am Ufer des Bergstroms, der gen Mittag rann, sah der Fronbauer Holzinger auf dem schwarzen Stein, sah hinüber über den Fluß und erwartete das Aufgehen der Sonne, denn er mußte früh anfangen mit dem Fromwerk seines Tages und konnte doch nie zu Rande kommen.

„Weß“, seufzte er, „so geht's jahrauf, jahrein.“ Das ganze Leben Plag' und Not und Pein. Und so gieng in meines Vaters und Großvaters Tagen, und so wird's meinen Kindern ergehen und meinen Kindeskindern in alle Ewigkeit. Denn so hat es Gott gefügt, daß es Herren und Knechte gibt; und wie der sinnende Fluß da nicht sagen kann: „Ich will mich aufmachen und wandern und anderswo wallen“, so ist auch kein Weg von der Knechtschaft zur Freiheit bis an der Welt Ende.“

Und während der Fronbauer Holzinger so sprach im Morgengraun am Bergstrom sitzend auf dem schwarzen Stein, da hüpfte eine Welle aus dem Blutgefäß und nekte ihm den nackten Fuß. Und Holzinger zog den Fuß zurück und brummte: „Güt' nit gedacht, daß ich höher geschossen bin als mein Vater und meine Beine länger gewachsen sind als meines Vaters Beine. Der sah weiland oft genug auf dem alten Stein da, und der Fluß hat ihn niemals erledt; und ich kann's nicht verstehen, wie er's jetzt vermag.“

Da ging die Sonne auf und Holzinger trotete mit krummgebeugtem Rücken der Arbeit zu.

Auf dem Bergstrom, der gen Mittag rann, fuhr ein Königsschiff. Mit purpurnen Dedern war es ausgelegt um und um; innen und außen, daß die roten Wellen des Stoffes hineintauchten in die grünen des Wassers. Drinnen aber im Boote, unter goldenem Baldachin auf weichem Pfuhl lag der junge König in den Armen seiner schönen, jungen Königin, die der fromme Erzbischof ihm angetraut hatte am selbigen Tag. Und der junge König war sehr glücklich und lag da und dachte den süßesten und größten Gedanken, den ein König überhaupt zu denken vermag, den Gedanken: „Ich bin der König!“

Da stößt's, da kracht's, da schmettert's, da splittert Holz, da wälzt sich Gischt hin über des

Königspaares üppiges Lager: Des Königs Hochgeschiff war auf eine Klippe gefahren, auf eine schwarze, heimtückische Klippe.

Als König und Königin tiefend und gitternd in ihren klebenden Brunkkleidern am Ufer standen und bleichen Gesichtes den Ruderknechten nachblickten, die dort im Wirbel des Bergstromes vergebens mit gellenden Stimmen Rettung ersehend dem Tod entgegentreiben, da warf sich der Schiffmeister, der alte Holzgäre, mit angstverzerrtem Antlitz vor dem jungen Fürsten nieder in den Sand und schwor, daß jene Klippe, die er wohl kannte aus seines Vaters Tagen her, ehedem, in den Jahren seiner Jugend, da er des Königs hohen Vater hier vorbeiführ, noch fünf gute Ellen westwärts von jener Stelle, da man sie jetzt traf, gefessen hätte. „Gewiß, bei meiner Seele Seligkeit“, so schwur der Holzgäre, „fünf gute Ellen westwärts; und der Böse müsse seine Hand dabei im Spiel haben.“

Der König aber schrie: „Schweig, Narr! Willst du mit blöder Kindermär mein Hirn umspinnen? Schweig!“ Und er pönte den Holzgäre mit schwerer Buße an Leib und Habe. Auf der dunklen, heimtückischen Klippe aber ließ der Fürst die Bildsäule eines Heiligen errichten, des Heiligen, der ihn und sein königliches Weib aus Wassernot errettet hatte. Und der Heilige stand lange Zeit auf seiner schwarzen Klippe und war ein Wahrzeichen den Schiffern auf dem Bergstrom, der gen Mitternacht rann. Sie sagten aber von dem Heiligenbild, daß es alle Jahre an dem Tage, da er den König hier aus dem Schiffbruch gerettet hatte, ein Stück nach Osten weiche. Das war aber wohl nur abergläubisches Gerede, aufgebracht in späterer Zeit, da das alte Heiligtum längst in den Strom gesunken . . .

Am Ostufer des Flusses, der nach Süden läuft, auf der schönen Promenade, die von der Stadt her an das Ufer führt, damit sich die kraven Bürger dort ergehen können, trägt der wohl-angesehene Herr Kaver Holzinger seine Würde auf und nieder und gukt über den Strom hinüber nach Westen, wo die Sonne so herrlich zufrieden mit ihrem Tagwerk unterging.

Und der wohlhabige Kaver Holzinger wendete sein von Zufriedenheit und Abendröte strahlendes Gesicht nach dem jungen Menschen an seiner Seite und sprach in belehrendem Tone: „Das ist alles Unsinn und Schwärmerei, mein Lieber, was Sie da fasseln von sozialer Gesellschaftsordnung und wie die guten Dinge alle heißen, die sie sich sehr gefährlicher Weise in Ihren jungen Brausekopf haben setzen lassen. Hören Sie auf mich! Reich und arm, vornehm und gering, mächtig und ohnmächtig wird es immer geben, wie Tag und Nacht, denn das ist einmal die Weltordnung. Sie können auch nicht gegen den Strom schwimmen. Und ebenso wenig als dieser Fluß seinen Lauf verändert und ebenso sicher als dieser schwarze, erdgewachsene Stein hier von aller Ewigkeit her an diesem linken Ufer von den Wellen bespült wurde, und niemals am rechten war, so sicher bleibt alles, gottlob, wie es war und ist, und kann sich niemand von der einen auf die andere Seite legen.“ So sagte der wohlhabige und würdige Bürger Kaver Holzinger und klopfte mit seiner Gummisohle an die schwarze Schwumme eines fest im Geröll versenkten und verkeilten Felsblockes, dessen breite Fläche in den Strahlen der Abendsonne unheimlich funkelte und bligte.

Julius Martin,



## Die kleine Prophetin

Abend ist's und der Wind weht messerscharf über die breite Großstadtstraße. Wie ein böses Vieh springt er einen an und beißt. Die kleine Pepi muß ordentlich acht geben, daß sie nicht umfällt. Sie geht einfach schief und tut so wie die Hausdächer sind. Das ist praktisch und geschickt. Und ganz und gar ist sie in Mutter's Tuch eingewickelt. Nur die kleine Nase schaut heraus und neugierigen Augen. In der Linken trägt die Pepi ein Greißlerpäckchen. Da ist wohl Brot und Wurst darin oder so was Ähnliches fürs Nachtmahl. Mit der Rechten hält sie das große Tuch fest. Jetzt biegt sie in die schmale Vorstadtstraße ein; der Wind weht weiter, aber der Lärm verhallt; und auf einmal hört das Pflaster, daß die Pepi singt! —

„Alles neu macht der Mai!“ singt die kleine Pepi laut und unbekümmert in die windige winterliche Vorstadtstraße hinein. Der Wind wirft ihr Sand in die Augen, der Wind macht ihr die Nase rot, der Wind gaußt an ihrem Köckchen. Macht nichts, macht alles nichts! Es wird gesungen: „Alles neu macht der Mai, macht die Seelen frisch und frei!“ Das hat man bestimmt erst heute oder gestern in der Schule gelernt, wo es jetzt wieder nicht nach Jahreszeiten, sondern nach Lehrplan zugeht. Also muß man es singen, daß man es das nächste Mal recht gut kann. Knapp, ehe die Pepi in einem dunklen Hausflur verschwindet, höre ich sie immer noch ihr Liedchen zwitschern . . . Und freue mich dann den ganzen Abend, daß so eine kleine Prophetin wirklich lebt . . .

Denn durch diese diesjährige Wiener Wintertwelt zu schreiten mit einem Maiensied auf den Lippen, ist das nicht eine resolute Weltweisheit, ist das nicht eine unwiderleglich ursprüngliche Weisagung? . . .

## Suche nach dem lebenden Buddha

(P.S.) Für den vor einem Jahr verstorbenen Herrscher von Tibet, den Dalai Lama, suchen jetzt besonders auserwählte „weise Männer“ einen Nachfolger. Die Tibetaner glauben nämlich, daß der Geist des Herrschers in dem Augenblick seines Todes in derselben Sekunde in den Körper eines in diesem Augenblick geborenen Kindes übergeht. Die Aufgabe dieser Männer ist es nun, dieses Kind zu finden. Unzählige tibetanische Mütter hoffen, daß ihr Sprößling der Auserwählte sein möge. Bevor die „weisen Männer“ an ihre schwierige Aufgabe gehen, werden sie in die Gewölbe des Potala-Palastes, des Sitzes des Herrschers, geführt und förmlich mit Gold überschüttet, um sie gegen Bestechungsversuche gesichert zu machen. Mehr als 800 Familien, denen in der Todesstunde des Dalai Lama ein Kind geboren wurde, müssen von den Männern aufgesucht werden. Schließlich werden etwa ein halbes Duzend Babys nach Lhasa mitgenommen und dem Rat der Lamas zu engeren Wahl präsentiert. Für den feierlichen Akt werden riesige Gebetmühlen in Bewegung gesetzt und der Großlama beginnt mit der Wahl. Keine Wahl findet außerdem ohne eingehende Befragung der Sterne statt. Während der Prüfung werden die kleinen Kandidaten längere Zeit vor dem Altar, auf dem ein heiliges Feuer ununterbrochen brennt, das von Butter und Samenreien genährt wird, gehalten. Wenn die endgültige Auswahl getroffen worden ist, wird das Baby zum zukünftigen Herrscher von Tibet ausgerufen und in Wasser aus den sieben Flüssen Indiens gebadet. Dann wird es auf den Thron gesetzt. Unzählige Geschenke werden ihm dargebracht. Die Mutter des Kindes hat das stolze Privilegium, das erste Geschenk darzureichen, und zwar — 21 Duzend alte Eier.

## Die größte Blume der Welt

Die größte Blume, die man kennt, wird auf den Philippinen gefunden, sie wächst dort an den Abhängen der Vulkanen. Die Eingeborenen, die dieser Blume besondere Verehrung entgegenbringen, nennen sie Bo-D. Sie wächst in einer Höhe von 800 Metern über dem Meeresspiegel und verdankt ihre Entwicklung wohl der Nähe des Vulkans. Ihre Knospen gleichen einem großen Blumenkohl und wenn sie aufgeblüht sind, haben sie einen Durchmesser von einem Meter.

Die Blume wiegt ungefähr 10 Kilogramm. Nach dem englischen Gouverneur wird sie Rafflesia genannt.

## Was mancher nicht weiß

Die stärksten und schnellsten Temperaturveränderungen weist Bolivien auf, und zwar vor allem in Alto Cruzero. Hier ist an einem Tage starker Frost, am nächsten aber schon brennende Wüstenhitze.

Der Name Amazone heißt „Brustlos“, und zwar geht die Sage, den Mädchen des Amazonenstammes sei die rechte Brust ausgebrannt worden, damit sie ihnen beim Spannen des Bogens nicht hinderlich sei.

Ein Nachtschnellzug zwischen London und Aberdeen enthält Schlafwagen, dessen Abteile mit fließendem kaltem und heißem Wasser, Dampfheizkörpern und richtigen Bettstellen ausgestattet sind.

Das Weibchen des Kaiman, der in Amerika vorkommenden Krokodillart, legt nach der

Paarung sechzig bis hundert ziemlich hartschalige Eier in selbstgegrabene Löcher im Boden, die mit Pflanzenabfällen ausgefüllt und nach der Eiablage zugedeckt werden. Durch die Wärme, die bei Verwesung der Pflanzenteile entsteht, gelangen die Jungen zur Entwicklung.

In Japan sind die Selbstmorde aus enttäuschter Liebe so häufig geworden, daß die Behörden Propagandafilme herstellen lassen, die die Leute davor warnen sollen, aus Liebe zu sterben.

In England gibt es einen Verein weiblicher Ingenieure, der zweihundert Mitglieder zählt.

Die Stadt New York wurde von den Holländern im Jahre 1612 unter dem Namen „Neu Amsterdam“ gegründet; im Jahre 1623 kauften sie die ganze Manhattan-Insel, auf der die Stadt liegt, den Indianern für 24 Dollar ab. Im Jahre 1800 hatte diese Stadt erst 60.000 Einwohner.

Die Flügelmuskeln der Vögel haben eine zwanzigfach größere Hebekraft als die Armmuskeln des Menschen.

## Seiteres

„Was machst du da unten, Elly?“ — „Ich sehe mir den Mond an.“ — „Dann sag dem Mond, er soll sich auf sein Rad setzen und heimfahren. Du gehst jetzt zu Bett!“

„Papa“, ruft der kleine Billy, „ich hab' das Rätsel fast gelöst, mir fehlt nur mehr das letzte Wort.“ — „Dann frag' die Mama!“

„Sie haben wohl da 'nen Nervenschod?“ — „Ne, ich habe mir vorhin eine Armbanduhr gekauft, und wenn ich nun einen Augenblick zu zittern aufhöre, bleibt das Ruder stehen!“

Menzel machte einmal einer Dame ein Kompliment über ihre Schönheit. Geschmeichelt wandte sich die Dame dem Künstler zu und erwiderte: „Es ist schade, Meister, daß ich nicht dasfelbe von Ihnen sagen kann.“ — Darauf antwortete Menzel berärgert: „Machen Sie es doch so wie ich: Lügen Sie!“

„Ja, gnädige Frau, Ihr Anspruch ist nicht gerechtfertigt“, erklärte der Versicherungsbeamte der Dame, die die Auszahlung der Lebensversicherung ihres Gatten forderie. „Ihr Gatte hatte sich ja gar nicht auf Todesfall versichert, sondern nur eine Versicherung gegen Brandschaden ausgenommen.“ — „Das genügt“, rief die Dame erfreut, „er ist gestern im Krematorium verbrannt worden.“

In einem Naziblatt stand jüngst folgender Nachruf zu lesen: „Mit dem Pq. Walter Krause ist ein vorbildliches Mitglied von uns geschieden. Mögen alle lebenden Parteibrüder seinem Beispiel folgen.“

Wader kam nach Wien. Was? staunte er. Sonntag gibt es in Wien keine Post? — Der Wiener nickte: „Sie werden auch noch froh sein, Herr, wenn Sie wenigstens einen Tag in der Woche einmal keine Mahnungen bekommen.“

„Nun habe ich doch richtig vergessen, die Flasche zu schütteln, bevor ich die Medizin gab“, sagte die Mama ärgerlich. „Macht nichts“, tröstete der kleine Hans. „Ich schlage einfach ein paarmal Rad.“

## Schach-Ecke

Gelistet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 22, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 219.

Von Emil Grimmer, Katharinaberg.

Schw.: Kd4, Tf5, Sa7, K5, Bc3, c6, e7, f4, f6. (9)



Weiß: Kd7, Dh5, Lb1, c1, Sa6, e5, Bb3, c4, e6, K3. (10)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 216: Sb5-a7!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Schwarz Halmund, Klostergrab; Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Reichel Ernst u. Reichel Walter, Drakowa; Kraus Gerhard, Turn; Grimmer Emil, Katharinaberg; Triltsch Gustav, Wisterschan; Hyna Josef und Hyna Franz, Hostomitz; Bittner Richard, Fuchs Hans, Kerschhagel Josef, Schlegler Anton, sämtlich Kleinauzed; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Zimmermann Heinrich, Eichwald.

## Aus den Sektionen

Schachsparte Zuckmantel hat ihr Vereinsturnier folgenderweise abgeschlossen: Vereinsmeister wurde Gen. Hilgarth mit 12 Punkten. Es folgen: Berger 9, Müller 8, Dick 7, Sedmik 6, Denk 5½, Patz 4, Egerer 4½, Navratil 5, Pachmann 3, Polivka 3, Nickel 2, Rudolf 2 und Duben mit 1½ Punkten.

In Kleinauzed wurde Gen. Fuchs Hans mit 9½ Punkten Vereinsmeister. Es folgen: Strick 8½, Fröhlich 8, Bittner 6, Schlegler I und Schlegler II je 5½, Kerschhagel 4½, Neubert 3½, Nake 2, Blin und Rittig mit je 1 Punkt.

Aus Eichwald wurde folgende Meldung eingegangen: Gahlert 8 Punkte, Tittl und Hellich je 7, Kraus 6½, Wanke 6, Nickl 5, Zimmermann I 4½, Blum 4, Zimmermann und Steiner mit je 2 Punkten.

In Komotau I wurde folgender Endstand erreicht: Sachs und Flalka je 12 Punkte, Thiel 11, Schöpka 10½, Wuschek 10, Kfenek 9, Görz 8, Fejfar 7½, Tichay 6½, Eis 6, Werner 3½, Starek 2½, Fritsch 2, Cerný 1½ und Watska 1 Punkt.

Die Schachsektion Krochwitz zieht in Gen. Scherze Rudolf mit 13 Punkten ihren Vereinsmeister. Nach ihm folgen: Jelinek 12½, John 11½, Heyer 10, Fiedler 9½, Hocke 9½, Novotný 9, Melich und Eckert je 7, Weber 6½, Schweiß 6, Scherze Ed. 5½, Focke und Melzer je 4½, Kuntz 3 und Schak mit 1 Punkt.

In Tetschen errang Gen. Ullrich mit 10 Punkten den Vereinsmeistertitel. In weiterem Abstand folgen Fleck 8, Peter und Nachbar mit je 7, Lorenz 6, Noll 5½, Schicht 5, Zaruba und Bariosch mit je 4, Dinnebler 3½, Kalkus Art. 3 und Kalkus Alois mit 2 Punkten.

In Eulau siegte Gen. Hübel mit 9 Punkten. Folgende Gen. erreichten Punkte: Schiktans Franz 8, Hübner 7, Hauschild und Jäger je 6½, Krauspenhaar und Braut je 6, Windrich und Hartech je 5½, Schiktans Fritz 2½, Schlässinger 2 und Hauschild II mit 1½ Punkte.